



Elias
Als Khoury
schliefe
sie Suhrkamp
Roman

Elias Khoury ist einer der wegweisenden Schriftsteller und Intellektuellen der arabischen Welt. Welche Geschichten, fragen seine Bücher, sind ans Licht zu holen, wenn es um die Entstehung des palästinensisch-israelischen Konflikts geht? Mit welchem Gebirge aus Leid, Schmerz und Gewalt muss es eine »Friedensordnung« für den Nahen Osten aufnehmen?

Nachdem Khoury in Yalo mit der Lebens- und Familiengeschichte eines jungen Kämpfers den libanesischen Bürgerkrieg und dessen Wurzeln beschrieben hat, konzentriert sich sein neuer Roman auf die 1940er Jahre, die Zeit vor der palästinensischen »Nakba« (Katastrophe) und der Gründung des Staates Israel. Als schlief sie erzählt von der Liebe zwischen dem Palästinenser Mansûr und der Libanesin Milia, aus Milias Perspektive. Nach der Heirat ziehen die beiden nach Nazareth. Als Mansûrs Bruder, der gegen die jüdische Einwanderung gekämpft hat, getötet wird, muss Mansûr seine Rolle übernehmen. Milia hat Angst, Angst um ihn, Angst um ihr Kind. Sie ist schwanger. Bei der Geburt am 24. Dezember 1947 stirbt sie, indem sie aus ihrem letzten Traum nicht erwacht – der sie noch sehen lässt, wie Mansûr mit dem Säugling aus dem brennenden Jaffa auf ein griechisches Schiff flieht.

Elias Khoury, geboren 1948 in Beirut, Romancier, Dramatiker, Literaturkritiker, Redakteur, lebt in Beirut. Er war in seiner Jugend Aktivist der palästinensischen Befreiungsorganisation Fatah und ist Autor von mehr als zehn Romanen und drei Theaterstücken. Zuletzt erschienen: Das Tor zur Sonne. Roman, 2004, und Yalo. Roman, 2011

Spiegel Online über Yalo: »Der atemberaubende Versuch, aus totaler Zerstörung so etwas wie eine Rekonstruktion des Humanen zu erreichen.«

Elias Khoury

Als schlief sie

Aus dem Arabischen

von Leila Chammaa

Roman

Suhrkamp

*Titel der 2007 in Beirut
erschienenen Originalausgabe: Ka'annah nâ'ima*

Erste Auflage 2012

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2012

© Elias Khoury, 2007

*Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.*

*Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.*

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Umschlagfoto: Thom Jackson

Satz: Memminger MedienCentrum

ISBN 978-3-518-79130-1

Als schliefe sie

»Der Traum bietet eine Möglichkeit, der Unterdrückung zu entkommen.«

Als schliefe sie entführt uns in die 1940er Jahre, die Zeit vor der palästinensischen »Nakba« (Katastrophe) und der Gründung des Staates Israel. Wie in einem großen »Wahrtraum« erzählt Elias Khoury von der Liebe des Palästinensers Mansûr zu der traumbegabten und wunderschönen Libanesin Milia.

Alle Begebenheiten, Personen, Orte und Namen in diesem Roman sind frei erfunden. Mögliche Ähnlichkeiten mit Namen real existierender Personen und Orte sowie Übereinstimmungen mit wirklichen Begebenheiten sind nicht Absicht, sondern reiner Zufall, wie er der wundersamen Welt der Phantasie entspringt.

*»Tod ist ein langer Schlaf,
aus dem es kein Erwachen gibt,
und Schlaf ist ein kurzer Tod,
aus dem der Mensch aufersteht.«*

*Abu l-Alâ' al-Ma'arri**

*»Sie ist nicht gestorben,
sondern sie schläft.«*

Lukas 8,52

Inhalt

Die erste Nacht

Die zweite Nacht

Die dritte Nacht

Anmerkung der Übersetzerin

Anhang

Die erste Nacht

Die Lider öffneten sich einen Spalt breit. Zwischen den Wimperreihen kamen zwei müde Augen zum Vorschein. Milia ließ sich zurück in den Schlaf fallen, setzte ihren Traum fort. Eine kleine weiße Kerze. Ihr schwaches Licht flackert im Nebel. Die Kerze in der Hand, geht Mansûr dem Taxi voran. Der Wind peitscht seinen langen Mantel. Das Gesicht ist nicht zu erkennen.

Unwillkürlich griff Milia nach dem Glas Wasser, das sie vor dem Schlafengehen gewöhnlich auf den Nachttisch stellte. Doch da war kein Wasser. Sie hatte schrecklichen Durst, spürte eine rissige Trockenheit an Zunge und Gaumen. Der linke Oberarm, eingeklemmt zwischen Kopf und Kissen, war eingeschlafen. Wie von Ameisen befallen, kribbelte er bis hinauf in den Hals. Sie befreite ihren Arm, wälzte sich auf den Rücken, griff instinktiv nach dem Glas Wasser. Doch da war kein Tisch. Erschrocken schoss sie hoch, saß kurz aufrecht und ließ sich langsam zurücksinken, bis sie mit dem Nacken am Kopfteil des Bettes anstieß. Das Bett war aus Holz. Aber wo war die Wand? Die weiße Wand, an die sie sonst den Kopf lehnte, sodass ihr die abplatzende Farbe ins Haar bröselte? Milia kreuzte die Arme vor der Brust, merkte, dass ihr Oberkörper nackt war. Angst befiel sie, Kälte kroch ihr in die Beine. Um das Zittern zu bändigen, legte sie die rechte Hand auf die Schenkel. Die Schenkel waren ebenfalls nackt. Sie ließ die Hand aufwärts wandern, ertastete am Schoß kaltes, geronnenes Blut.

»Die Ehe«, murmelte sie in sich hinein und schloss die Augen.

Wie der schwarze Schatten eines Schattens schwebt Milia die Szene von Dahr al-Baidar vor. Im schwarzen Hochzeitsanzug, darüber einen langen olivgrünen Mantel, in der Hand eine kleine Kerze, geht Mansûr Haurâni dem Taxi voran. Sie, im weißen Brautkleid, sitzt auf der Rückbank, umhüllt von Dunkelheit, in ihrem Blickfeld die glänzende weiß-schuppige Glatze des Chauffeurs. Sobald sie Nazareth in Galiläa erreicht hätten, würde sie Mansûr etwas offenbaren. Ihm offenbaren, dass sich ein gewisses Bild von ihm in ihr Gedächtnis gegraben habe. Das Bild von ihm als einem schwarzen, unsicher durch eisige Kälte wankenden Gespenst, gefolgt von einem Auto, dessen Scheinwerfer den dichten Gebirgsnebel von Dahr al-Baidar nicht zu durchdringen vermochten.

Am Samstag, dem 12. Januar 1946 um 15 Uhr gaben sich Mansûr und Milia in der Erzengel-Michael-Kirche mit dem Segen von Pater Bûlus Sâba das Jawort. Im Anschluss an die Zeremonie trat das Brautpaar ins Freie, nahm, umringt von Milias Familie, vor der Kirche die Glückwünsche entgegen. Milia konnte vor Tränen nur schwer die Gratulanten erkennen. Die Tränen liefen nicht, sondern sprangen ihr wie zum Flug ansetzend aus den Augen und landeten kurz darauf auf den weißen Wangen. Mansûr lächelte breit, sodass zwischen seinen schmalen Lippen die kleinen weißen Zähne zum Vorschein kamen. Darauf, dass seine Braut weinte, machte ihn erst die Äußerung ihrer Mutter aufmerksam.

»Nicht doch, Milia!«, sagte sie. »Schließlich ist das eine Hochzeit und keine Beerdigung!«

Als alle Gäste, jeder mit einer Silberdose voll Süßigkeiten, gegangen waren und auf dem Kirchplatz nur noch die engere Verwandtschaft stand, drückte die Mutter ihre Tochter fest an sich. Von einem Weinkrampf geschüttelt, lagen sich die beiden in den Armen.

»Ach Kind, du brichst mir noch das Herz«, schluchzte die Mutter und schob Milia von sich. »Das Weinen überlass uns. Du musst dich freuen!«

Tränen würgend lächelte Milia. Die Mutter gewann die Beherrschung zurück und beglückwünschte das Brautpaar, um das sich die Brüder der Braut drängten, mit einem Jubeltriller. Milia schaute Mûsa an, bemerkte, dass sich seine Pupillen verengten, und witterte Gefahr. Unwillkürlich hob sie die Hand, wie um Mansûrs Gesicht vor den Blicken ihres jüngsten Bruders zu schützen.

Milia öffnete die Augen. Sie sah nichts. Nur Dunkelheit. Jenen rätselhaften Traum wollte sie unbedingt fortsetzen. Denn trotz aller Angst, die sie spürte, verlieh er ihr ein Gefühl der Geborgenheit. Endlich waren die nächtlichen Visionen wieder da. Endlich träumte sie wieder. Milia sah sich selbst im Traum. Ein kleines Mädchen, sieben Jahre alt, dunkelhäutig, mit kurzen schwarzen Locken. Um sie herum Menschen. Rastlos rennt sie zwischen ihnen umher. Sie sieht alles. Und wenn sie morgens, aus dem Schlaf erwacht, von ihren nächtlichen Erlebnissen erzählte, erntete sie von allen erstaunt beklommene Blicke. Denn wie Prophezeiungen bewahrheiteten sich stets ihre Träume. Hier in diesem fremden Bett dagegen, umgeben von Dunkelheit, so dicht, dass sie auf die Augen drückte, erschien sie sich im Traum als erwachsene Frau. Vierundzwanzig Jahre alt. Nackt in einem Bett,

das nicht das ihre war. Der Kopf auf einem Kissen ruhend, das nicht das ihre war.

Milia öffnete die Augen, wollte den Traum ordnen, sank erneut in den Schlaf. Doch sie sah nichts. Nur zwei ins Dunkel starrende Augen.

Sie riss die Augen auf, sah ihre eigenen Augen, brach in Panik aus.

Sich an den Paternosterbaum lehrend, bewundert er ihre Schönheit. Ihre Augäpfel, sagt er, seien nicht reinweiß, sondern hätten einen Anflug von Zartblau, einen Hauch von Himmel. Von ihrer weißen Haut, ihren honigfarbenen Augen, ihrem langen Hals und dem kastanienbraunen, über die Schultern wallenden Haar hingerissen, sei er, so seine Worte, aus der Ferne angereist, um sie zu heiraten. Denn er liebe sie.

Wo hat er all das gesagt?

Weshalb folgte ihr dieser Traum aus dem Schlaf in den Wachzustand? Weshalb sah sie nichts als zwei ins Dunkel starrende Augen?

Milia wollte aufstehen und sich ein Glas Wasser holen. Dann aber sah sie sich im Spiegel ihrer Augen. Nackt und weiß. Unwillkürlich schloss sie die Augen. Sie will den Mann, der mit abgewandtem Gesicht neben ihr schläft, in den Wagen zurückrufen. Denn sie hat Angst um ihn. Die Augen geschlossen, sieht sie sich selbst. Sie gleitet aus, fällt taumelnd in den weißen Nebel. Ihr Durst ist verflogen, kaum dass sie die Frau sieht. Nackt liegt sie da. Sie blickt auf eine beschlagene Windschutzscheibe. Vor dem Auto ein Mann im schwarzen Anzug, darüber ein olivgrüner Mantel. In der Hand eine flackernde Kerze, geht er voran, wie um eine Bresche in den Nebel zu schlagen.

Stille. Eine nackte Frau. Ein Auto. Im Schrittempo fährt es durch den Nebel. Der Fahrer reckt den Kopf über dem Steuer vor, versucht durch die weißfleckig beschlagene Scheibe die Straße zu erkennen. Vor dem Wagen ein Mann. In der Hand eine weiße Kerze, eingeschlossen von dichtem weißem Nebel.

Die Kerze erlischt. So zumindest kommt es Milia vor. Der Mann hält unvermittelt an, bleibt mitten auf der Straße stehen. Er öffnet den Mantel, wohl um die Kerze, geschützt dicht am Körper, anzuzünden. Er beugt sich vor. Sein Rücken ist gekrümmt, der Mantel vom Wind gebläht. So steht er reglos. Der Fahrer atmet hörbar, immer lauter, keucht. Er kurbelt das Fenster herunter, streckt den Kopf hinaus und ruft. Was, ist nicht zu verstehen.

Milia friert. Ein stechender Schmerz fährt ihr in den Bauch. Sie will sich wärmen, schlingt den braunen Mantel fest um den Körper, presst die Arme an die Brust. Ihre Zähne klappern. Umhüllt von Mantel und Dunkelheit verharret sie. Die Kerze ist überflüssig, denkt sie. Sie überlegt, ob sie aus dem Auto steigen und dem Mann sagen soll, dass die Kerze wohl kaum etwas bewirken wird. Schließlich kommen nicht einmal die Scheinwerfer gegen den Nebel an. Er soll wieder ins Auto steigen, will sie ihm sagen. Aber sie traut sich nicht hinaus. Denn sie ist nackt, und sie friert.

Wer hat das Bett ins Auto gestellt? Wieso war sie nackt?

Zum Schlafen trug sie doch immer ein knöchellanges blaues Nachthemd und darunter einen BH. Seit sie einmal den Hängebusen ihrer Großmutter gesehen hatte, verzichtete sie niemals mehr auf einen BH. Um nicht irgendwann auch so auszusehen, schlief sie sogar damit. Jetzt aber trug sie weder Nachthemd noch BH.

Den Oberkörper ans Steuer gepresst und die Augen an die Windschutzscheibe geheftet, atmet der Fahrer zunehmend lauter. Milia fürchtet sich. Der Mann draußen im Nebel scheint sich immer weiter zu entfernen. Scheint abzuheben. Scheint, vom windgeblähten, flatternden Mantel getragen, das Tal zu überfliegen.

Milia sah sich im Traum. Eine strahlend weiße Erscheinung. Weshalb sie im Traum plötzlich weiß war, konnte sie sich nicht erklären. Der Körper, in den sie tagsüber schlüpfte, war nicht der ihre. Vielmehr spiegelte er das, was die anderen sehen wollten. Ihre Mutter wünschte sich eine weißhäutige, mollige Tochter. Also nahm Milia ihr zuliebe am Tag eine weiße, mollige Gestalt an. Nachts dagegen gehörte ihr Körper ihr. Im Traum war sie immer sieben Jahre alt, brünett, schlank und hatte riesig große, fast das ganze Gesicht einnehmende Augen, gekrönt von langen, schmalen Brauen. Außerdem hatte sie schwarze Locken und eine zierliche, wie mit feinem Pinselstrich gezeichnete Nase. Sie trug Shorts und an den Füßen keine Schuhe. Die Augen waren keineswegs honigfarben, wie die Menschen am Tag zu sehen meinten, sondern grün, umgeben von Weiß mit einem kaum wahrnehmbaren Stich ins Hellblaue.

Milia liebte die Nacht. Liebte es, durch die Gefilde der Nacht zu streichen. Mit weit geöffneten Augen im Bett liegend, gab sie sich der Nacht hin. Wenn die Dunkelheit am dichtesten war, schloss sie die Augen und tauchte in die Welt der Träume. Am Morgen wieder erwacht, wischte sie die Träume nicht

fort. Nein, sie ließ die Spuren verlaufener Tinte ihre Augen umspielen, um jederzeit wieder in jene andere Welt hineinfallen zu können. Sie brauchte nur die Augen zu schließen, dann verblassten im Nu Stimmen und Licht, und sie konnte ungehindert entschweben. Dorthin, wo sie alles sah. Wo sie Geheimnisse enthüllte.

Milia hat keinem Menschen je verraten, dass sie ihre Träume der Dunkelheit anvertraute. Dass sie ein tiefes Loch in die Dunkelheit gegraben hatte, in dem sie all ihre Träume aufbewahrte. Und dass sie bei Bedarf jenen geheimen Ort aufsuchte und diejenigen Traumsequenzen, nach denen ihr der Sinn stand, zutage förderte, um sie erneut zu träumen.

Dieser eine Traum jedoch entsprang dem Nichts. In der Traumgrube gab es solch eine Milia nicht. Die Nacht-Milia war eine andere als die Tag-Milia. Wie kam es also, dass die Bilder des Tages sich in den Traum eingeschlichen hatten? Lag es daran, dass sie geheiratet hatte? Wirkte sich die Ehe etwa so aus?

Milia fühlt sich dem Ersticken nahe. Sie zittert vor Kälte. Die Nacht wird zum Brunnen. Sie kauert auf dem Grund des Brunnens. Der Fahrer atmet immer lauter. Sein Atem streift ihren Hals. Er keucht wie schmerzgequält. Sie will ihn fragen, was mit ihm sei. Aber sie hat keine Stimme mehr. Sie will den Kopf vom Kissen heben. Aber der Kopf ist entsetzlich schwer. Unvermittelt steigt der Fahrer aus dem Wagen. Dann ist er verschwunden. Mansûr ist auch verschwunden. Nackt und alleingelassen liegt die Frau im Bett. Um sie herum Nebel und rieselnder Schnee. Sie will den linken Fuß heben. Aber er ist vor Kälte starr. Sie spürt, dass sie aus dem Bett fällt. Ein heftiger Schmerz dringt in ihren Schoß. Ein Messer sticht auf sie ein. Blut. Sie schreit. Will schreien, dass der Fahrer sie vergewaltigt. Aber sie hat keine Stimme mehr. Ihr Mund ist voll Watte.

Allein in Dunkelheit und Kälte. Milia will die Augen öffnen und aus dem Traum heraustreten. In dem Moment sieht sie ein weißes Gesicht mit weißen Flügeln. Sie greift mit der rechten Hand danach, Federn bleiben an ihren Fingern haften. Sie schreit um Hilfe. Er hört sie nicht. Sie möchte nach Hause, sie hat genug von der Ehe, will sie sagen. Aber sie sagt es nicht. Das geflügelte Gesicht kreist über dem Auto, über dem Tal, über den beiden Männern. Es weht davon, verliert Federn. Weiße Federn schweben wie Schneeflocken im schwachen Scheinwerferlicht zu Boden.

Sie wolle die Flitterwochen nicht in Schtûra verbringen, sagte sie. In Dahr al-Baidar schneie es. Und es sei eiskalt. Der Aufenthalt im Hotel Masâbki sei völlig unnötig. Und die Flitterwochen auch, sagte sie. »Lass uns zwei Tage bei meiner Familie in Beirut bleiben und dann nach Nazareth fahren.«

»Es ist tiefster Winter«, sagte ihre Mutter. »Im Winter verbringt dort kein Mensch seine Flitterwochen. Kommt doch im Sommer wieder, dann könnt ihr dort eure Flitterwochen verbringen.«

Die Nonne Milâna riet, bei dieser Kälte besser nicht nach Schtûra zu fahren. »Es ist zwar nicht gefährlich. Aber ein derart unsinniges Abenteuer sollte man lieber aufschieben.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage!«, entschied Mansûr. Er bestand auf der Fahrt nach Schtûra. »Seine Flitterwochen muss man einfach im Masâbki-Hotel verbringen!«

Mûsa runzelte die Stirn.

»Dein Mann will unbedingt nach Schtûra fahren. Dann soll er es auch. Also tu ihm den Gefallen und lass dich drauf ein. Wird schon gut gehen.«

Der amerikanische Wagen fuhr vor. Milia im langen Brautkleid nahm neben Mansûr auf der Rückbank Platz. Jubeltriller gellten. Milia konnte nur mit Mühe ihre Mutter verstehen, die ihr durch das Fenster noch schnell ein paar Abschiedsworte und gute Ratschläge von Frau zu Frau ins Ohr flüsterte. Mûsa trat ans Auto und warf dem Brautpaar zwei Mäntel zu. Seinen olivgrünen und den braunen der Mutter. Sekundenlang schaute er Milia in die Augen und wandte sich dann Mansûr zu.

»Meinen Glückwunsch, Bräutigam!«, sagte er knapp und ging.

Das Auto fuhr los. Drinnen herrschte vollkommene Stille. Zu hören war nur der Beiruter Regen, der wie in Strippen fiel und prasselnd auf den Wagen trommelte. Milia schloss die Augen, öffnete sie, als Mansûr sie auf den Hals küsste.

»Nicht jetzt, später!«, wehrte sie ab, schob ihn von sich und sank wieder in den Schlaf. Das Auto schlängelte sich auf der kurvenreichen Straße die Berge hinauf. Den Kopf an die Wagentür gelehnt, schlief Milia. Sie öffnete die Augen, geweckt von Mansûrs Stimme. Er hieß den Fahrer weiterfahren. Das Auto stand still. Mitten in dichtem weißem Nebel. Milia schloss die Augen. Mansûrs Stimme aber war unangenehm laut, sodass sie zwangsläufig die Augen wieder öffnete.

Er könne nicht weiterfahren, weil er die Straße nicht sehe, widersprach der Fahrer.

Mansûr öffnete die Tür, sprang auf die Straße. Zwei Schritte, und er stand vor dem Wagen. Er drehte sich um und gab dem Fahrer per Handzeichen zu verstehen, dass er ihm folgen solle. Schlitternd bewegte sich Mansûr vorwärts. Das Auto rührte sich nicht von der Stelle. Mansûr machte kehrt, nahm Mûsas olivgrünen Mantel vom Rücksitz, zog ihn über. Er gehe jetzt voraus, sagte er und wies den Fahrer an, hinter ihm herzufahren.

Mansûr sei verschwunden, glaubte Milia. Sekundenlang hatte sie ihn nicht sehen können. Eisiger Wind schlug ihr ins Gesicht. Schneeflocken drängten sich im dichten Nebel. Milia hatte ihren Mann verloren. Kurz darauf tauchte er wieder vor der Windschutzscheibe auf. Er sah aus wie ein Gespenst, das den Wind zu erklimmen versucht.

»Tut mir leid, Verehrteste«, sagte der Fahrer. »Aber der Bräutigam ist übergeschnappt. Was soll ich machen?«

Vor Kälte und Angst schlotternd, schwieg Milia.

»Nun sagen Sie schon! Was soll ich machen?«, wiederholte er seine Frage.

»Fahren Sie ihm hinterher«, sagte Milia mit erstickter Stimme.

»Die Braut ist auch übergeschnappt! Himmel Herrgott, in was für einen Schlamassel bin ich geraten!«, schimpfte der Fahrer und trat aufs Gaspedal, worauf der Wagen ins Rutschen geriet.

Milia sah Mansûr. Die erloschene Kerze in der linken Hand, ging er voran. Das Gesicht dicht an der Windschutzscheibe, folgte der Fahrer dem windgeblähten olivgrünen Mantel im Schrittempo.

Er drehte den Kopf nach hinten. Milia sah zwei tiefschwarze Pupillen. Wie erloschene Kohlen sahen sie aus. Die Augen bohrten sich in sie hinein. Der Fahrer krächzte. Das Krächzen jagte ihr einen Schreck ein. Er solle nach vorne schauen und das Steuer richtig festhalten, forderte sie ihn auf. Denn die Reifen hatten keinen Halt, glitten über das Eis. Er aber wandte den Blick nicht von ihr. Ließ den Wagen langsam weiterrutschen, murmelte in einem fort unverständliches Zeug in sich hinein.

»Was sagen Sie da?«, fuhr ihn Milia an.

»Wer verbringt seine Flitterwochen mitten im Winter in Schtûra! Ihr Mann ist nicht mehr ganz bei Trost!«, sagte er.

Milia starrte in die Dunkelheit vor sich, merkte plötzlich, dass die vermeintlichen Pupillen zwei Dellen im haarlosen, von übelriechenden

Fettflecken übersäten Hinterkopf des Fahrers waren. Die Schamröte von ihren Wangen verflog. Kälte kroch ihr wieder in die Knochen. Ihre Zähne klapperten. Sie presste die Lippen aufeinander, schloss die Augen, zusammengekauert am äußersten Ende der Rückbank.

Was der Fahrer alles gesagt hatte, wusste Milia nicht. Eines aber wusste sie genau: Er hatte viel geredet, viel geschimpft. Außerdem hatte er, um etwas zu sehen, wiederholt die Autotür geöffnet. Der rieselnde Schnee klang wie Geflüster. Eiskalter Wind schlug ihr ins Gesicht.

Milia wollte aus dem Traum erwachen. Wollte mit dem Mann sprechen, der in einem anderen Traum ihr Ehemann war. Sie öffnete die Augen, rieb sich die Wangen, fand sich im Auto wieder. Mansûr saß nicht neben ihr. Er war draußen, in weiter Ferne, lief durch den Sturm. Der Fahrer dagegen saß vor ihr, starrte sie aus seinen Pupillen an.

»Schlafen Sie um Himmels willen nicht ein! Bitte!«, sagte der Fahrer.

Milia sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Sah zwei rote Pupillen in seinem Hinterkopf. Die Pupillen bewegten sich. Vor Schreck entfuhr ihr ein Schrei.

»Heilige Jungfrau! Heilige Mutter des Lichts! Heilige Mutter Gottes, erlöse deine Diener!«, rief sie und sank wieder in den Schlaf.

Milia entging, was in dem Augenblick geschah. Sie hörte den Fahrer nicht. Hörte nicht, wie er »ein Wunder« rief. Sie sah auch nicht, dass Mansûr anhielt und am Straßenrand auf das Auto wartete.

Kaum hatte Milia »Heilige Jungfrau« gerufen, klarte es auf. Licht brach durch den Nebel, und es hörte auf zu schneien. Der Fahrer hielt an, um Mansûr aufzunehmen, und drehte sich nach Milia um. Er wollte das Gesicht der Frau sehen, die mit ihrem Aufschrei das Wunder bewirkt hatte. Milia aber schlief. Träume umspielten ihre geschlossenen Augen. Ein Wunder sei geschehen, verkündete der Fahrer. Milia räkelte sich, rieb die Augen, lächelte. In dem Augenblick öffnete Mansûr die Tür und nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

»Was für eine eisige Kälte!«, kommentierte er.

»Wie soll ich nach Beirut zurückkommen?«, fragte der Fahrer, während er das Auto talwärts in die Bekaa-Ebene rollen ließ.

»Neblig ist es offensichtlich nur oben auf dem Bergkamm«, stellte Mansûr fest. »Wir haben es überstanden.«

»Und wo soll ich schlafen?«, fragte der Fahrer.

»Ich dachte, ich würde weggefegt werden. Ich bin regelrecht geflogen!«, berichtete Mansûr und drehte sich nach Milia um. Sie kauerte bibbernd auf der Rückbank, gehüllt in den braunen Mantel, der mitbebt.

»Die Braut«, sagte der Fahrer.

»Was ist mit der Braut?«, fragte Mansûr.

»Sie hat ›Heilige Jungfrau‹ gerufen. Da verschwand augenblicklich der Nebel, und es hörte auf zu schneien. Die Braut hat ein Wunder vollbracht«, sagte der Fahrer.

»Milia«, sagte Mansûr und musste niesen. Immer wieder. Am ganzen Leib zitternd und zähneklappernd, gab er seltsame Töne von sich, wie tiefe Seufzer.

»Reiben Sie sich die Hände!«, riet der Fahrer.

Mansûr schien gegen eine Ohnmacht anzukämpfen.

»Halb so schlimm«, sagte der Fahrer. »Da müssen Sie jetzt durch. Schließlich wollten Sie weiterfahren. Also beherrschen Sie sich!«

Mansûr versuchte sich zu beherrschen. Seine Kräfte aber ließen ihn im Stich. Brust, Arme und Beine schlotterten in einem fort. Er hatte das Gefühl zu ersticken.

»Kümmern Sie sich doch endlich um Ihren Mann«, fuhr der Fahrer Milia an. »Er ist ganz blau im Gesicht und bekommt kein Wort mehr heraus.«

Milia setzte sich auf.

»Entspanne dich, Liebling«, sagte sie, Mansûr über das Haar streichend. »Es dauert nicht mehr lange, dann sind wir im Hotel im Warmen.«

Allmählich legte sich das Zittern, der Atem beruhigte sich.

»Keine Sorge, Milia«, sagte er nach einer Weile. »Ich bin zäh. Mir geht es wieder besser.«

Kaum ausgesprochen, erfasste ihn ein Niesanfall. Er bat um ein Taschentuch. Der Fahrer bot ihm seines an. Er wies es zurück. Da reichte ihm Milia ihres. Reichte ihm das weiße Taschentuch mit Spitze, das sie von ihrer Großmutter geerbt und all die Jahre, unangetastet im Schrank, für die Hochzeit aufbewahrt hatte. Mansûr nahm das Taschentuch. Den Kopf leicht vorgebeugt, schnäuzte er die Nase, räusperte sich und spuckte.

Wie sie das Hotel erreichten, wusste Milia nicht mehr. Sie erinnerte sich nur noch an Nebel, Sturm und Schnee auf dem Bergkamm von Dahr al-Baidar. erinnerte sich, dass Mansûr ausgestiegen, vor dem Wagen hergegangen, im Nebel verschwunden war. erinnerte sich, dass der Fahrer

ihrem Mann am Eingang des Bergdorfes Saufar wegen der Witterungsverhältnisse die Weiterfahrt nach Schtûra auszureden versuchte. Dass Mansûr sich von seinem Vorhaben nicht abbringen ließ. Dass der Fahrer sie darauf um Beistand bat, ja beschwor. Dass sie etwas sagen wollte, sich Mansûrs missbilligender Blick aber in ihre Lippen bohrte und sie außer Gefecht setzte. Sie sah, wie sein dichter schwarzer Schnurrbart zuckte, stellte sich Mansûr mit rotem Tarbûsch¹ auf dem Kopf vor, und Liebe zu ihm übermannte sie.

Im Auto, während draußen der Sturm tobte und drinnen der Fahrer flehend auf Umkehr drängte, überkam Milia die Liebe, auf die sie lange gewartet hatte. Sie purzelte ihr sozusagen ins Herz. Milia spürte einen Schmerz zwischen den Rippen. Es war, als sei ihr Herz plötzlich gefallen. Sie erschrak, wollte schluchzen, traute sich aber nicht. Sie hielt den Atem an. Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf. Das sei die Liebe, dachte sie. Anfangs hatte sie keine Gefühle für ihn. Zufällig hatte sie ihn gesehen. Er stand im Garten der Nachbarn. Sie hatte aus dem Fenster geschaut und ihn zufällig entdeckt. Reglos stand er unter der Palme, schaute sie an, versuchte, ihren Lippen ein Lächeln zu entlocken. Immer lächelte er. Den Blick wandte er erst ab, wenn sie sich, die Wangen vor Scham gerötet, zurückzog.

»Was will dieser Fremde?«, fragte ihre Mutter.

Milia wusste nichts über ihn. Sich in ihn zu verlieben lag ihr völlig fern. Denn sein Haar glänzte wie geölt. An den Schläfen war er weiß, was in ihren Augen darauf deutete, dass er uralt war. Milia sah in ihm daher nicht den ersehnten Prinzen, sondern einen Vater. Einen Vater auf der Suche nach seiner verlorenen Tochter. Dennoch nahm sie seinen Antrag an, verriet aber keinem Menschen je ihre Beweggründe.

Mansûr sei ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Deshalb habe sie eingewilligt, sagte sie zu Mûsa.

Sie habe das Warten satt und wolle endlich heiraten, sagte sie zu ihrer Mutter.

Sie wolle der erdrückenden Atmosphäre entfliehen, die zu Hause herrschte, seit Salîm nach Aleppo gezogen war und die Mutter nur noch krank war, sagte sie zu Schwester Mîlâna.

Er sei alt, bemerkte sie, als sie sich das erste Mal mit ihm unterhielt.

»Ich?«

Sie zeigte auf die weißen Koteletten.

»Die ersten grauen Haare hatte ich schon mit zwanzig. Graue Haare machen einen zum Löwen. Im Tierreich werden nämlich nur Löwen grau. Ich bin siebenunddreißig und werde vor meinem vierzigsten Lebensjahr heiraten. Das erste Prophetenalter ist an mir vorbeigezogen, ohne dass ich geheiratet habe. Das zweite dagegen werde ich nicht verstreichen lassen. Sonst ist es endgültig vorbei.«

Milia verstand nicht, was er meinte, und lächelte. Er fasste sich ein Herz und gestand ihr seine Liebe.

»Lieben Sie mich auch?«, fragte er.

»Ich kenne Sie doch gar nicht! Wie soll ich Sie da lieben?«

»Ich liebe Sie, obwohl ich Sie nicht kenne«, sagte er. »Ich spüre Sie in meinem Inneren. Spüren Sie mich auch?«

Milia nickte. Nicht, um zu bejahen, sondern weil sie es nicht wusste. Mansûr deutete die Geste als ein Ja.

»Es bestehen also Chancen?«, fragte er.

Sie ließ den Blick in die Ferne schweifen und schloss die Augen.

Was es mit den beiden Prophetenaltern auf sich hatte, verstand Milia erst im Masâbki-Hotel in Schtûra.

In der zweiten Nacht nach der Hochzeit näherte er sich ihr.

»Nein. Ich bin müde«, wehrte sie ab, drehte sich um und schlief ein.

Als sie tief und gleichmäßig atmend schlummerte, schlich er sich von hinten an sie heran, streichelte sie, drehte sie auf den Rücken und nahm sie. Milia bemerkte an sich und auf dem Laken feuchte Flecken. Ein Schauer befiel sie. Sie wollte ins Bad gehen, hatte keine Kraft in den Beinen, schloss die Augen und versuchte wieder einzuschlafen.

»Wach auf! Wach auf! Du kannst doch jetzt nicht schlafen!«

Milia riss die Augen auf, hob den Kopf, lehnte ihn an das Kopfteil des Bettes, sah Mansûr. Sein Oberkörper war nackt. Er hatte eine Zigarette im Mund und ein Leuchten in den Augen.

»Du bist so schön! Schau dich im Spiegel an. Durch die Liebe wird eine Frau noch viel schöner!«

Milia schloss die Augen, hörte ihm zu. Er sprach von seinen verschiedenen Lebensaltern. Das Jesus-Alter sei an ihm vorbeigezogen. Das Muhammad-Alter jedoch werde er auf keinen Fall verpassen.

Milia verstand nicht. Trotzdem fragte sie nicht nach. Sie spürte ein Brennen im Unterleib, wollte trinken, schämte sich aber wegen der Flecken

am Nachthemd aufzustehen.

»Jesus wurde mit dreiunddreißig ans Kreuz geschlagen. Muhammad trat mit vierzig als Prophet in Erscheinung. Ein Mann muss in einem dieser beiden Lebensalter zum Mann werden. Andernfalls ist es endgültig aus. Die erste Gelegenheit habe ich verpasst. Bei der zweiten bin ich dir begegnet.«

»Der Fahrer hatte Recht«, flüsterte sie. »Du bist wirklich verrückt.«

Die Liebe brach im Auto über sie herein. Milia schloss die Augen, suchte nach dem Tarbûsch ihres Onkels, um ihn Mansûr aufzusetzen, und fand ihn. In ihrer Traumgrube.

Sie sieht Mansûr. Am Körper das weiße Seidengewand von Onkel Mitri, auf dem Kopf, etwas nach vorn gekippt, einen Tarbûsch. In der Hand ein dünnes Bambusrohr, folgt er ihr auf Schritt und Tritt. Das Rohr berührt ihre dunklen, nackten Füße. Sie soll gefälligst ihr Brot essen, brüllt der Mann im Gewand. Milia, in Shorts, hüpft, um sich vor den Rohrschlägen zu retten, von einem Bein aufs andere. Ihre Füße brennen wie Feuer. Das Rohr lässt ab von ihr. Sie hockt sich auf den Boden und macht sich über die aufgerollte mit Labna² und Olivenöl bestrichene Fladenhälfte her. Der Geschmack von weißen Zwiebeln und grüner Minze breitet sich auf ihrer Zunge aus. Sie isst und isst. Der Fladen nimmt kein Ende. Milia dreht sich zu ihrem Onkel hin und lädt ihn ein mitzuessen. Er kommt, verschlingt das Brot mit einem Bissen. Milia reißt ihm das Rohr aus der Hand, rennt davon. Er rennt ihr hinterher. Sie kommt in einen üppig wuchernden grünen Garten, springt über Wasserpfützen. Seine Stimme gellt hinter ihr her. Sie soll stehen bleiben und ihm das Rohr zurückgeben, donnert die Stimme. Milia fällt hin.

Hechelnd liegt der Onkel auf ihr. Sie öffnet die Augen. Onkel Mitri war nicht mehr da, der Tarbûsch auch nicht. Sie saß im Taxi umschlossen von dichtem Nebel.

Der Onkel war verschwunden, hatte aber einiges zurückgelassen. Ein Lächeln auf den Lippen der Frau. Einen roten, schräg nach vorn gekippten Tarbûsch auf dem Kopf des Mannes, den Milia zu lieben beschloss. Eine liegende Frau auf der Rückbank des Taxis. Milia gab sich ihr hin, tauchte in einen dunklen Traum, aus dem sie erst vor dem Masâbki-Hotel erwachte.

Dass Mansûr vor Kälte blau im Gesicht war, dass Bläue sich in seinen dunklen Teint gemischt hatte, merkte Milia erst kurz vor Mitternacht im Hotel.

Jemand rüttelte an ihrem Arm.

»Komm, wir sind da«, hörte sie Mansûrs Stimme.

»Was? Wo?«, fragte sie wie besinnungslos.

Dann aber fiel ihr wieder ein, dass sie eine Braut in den Flitterwochen war. Die Autotür öffnete sich. Mansûr stand draußen mit dem Koffer, wartete auf sie. Er zeigte auf die Hoteltür. Sie stieg aus. An seiner Seite gehend, schaute sie zurück. Ihr Blick fiel auf die Glatze des Fahrers. Er hatte die Stirn auf das Steuer gelegt, die Hände rechts und links neben dem Kopf wirkten schlaff. Er schien zu schlafen.

»Und der Fahrer?«, fragte sie.

»Mal sehen«, antwortete Mansûr.

Er führte sie an eine große Holztür, klopfte, klopfte lange. Endlich wurde geöffnet. Der Hotelbesitzer trug einen weißen Pyjama und darüber einen braunen Überwurf. Georges Masâbki schaute sie mit kleinen Augen an. Ungläubig. Er konnte kaum fassen, dass dieses merkwürdige Paar noch zu so später Stunde hereinplatze.

»Sie sind also das Brautpaar«, bemerkte er, von einem Hustenanfall erfasst, sodass er sich den braunen Ärmel vor den Mund hielt und der Satz halb erstickt herauskam.

Mansûr nickte und schaute zurück nach dem Taxi.

»Herzlich willkommen. Schön, dass Sie wohlbehalten angekommen sind. Ich dachte, Sie kämen wegen des Kälteeinbruchs gar nicht mehr. Aber bitte. Treten Sie doch ein. Das Zimmer ist gleich für Sie bereit«, sagte er und ließ sie im Eingang stehen.

»Wadî'a! Wadî'a!«, rief er. »Das Brautpaar ist da.«

»Was für eine Nacht!«, murmelte er, sich vor dem Ofen die Hände reibend. »Wadî'a! Wo bleibst du? Heize den Ofen im Brautzimmer an und komm! Wissen Sie, mein Herr . . .«, sagte er und drehte sich Mansûr zu.

Mansûr war verschwunden. Milia stand allein da im braunen Mantel, unter dem das weiße Brautkleid herausschaute. Ihre großen Augen wirkten müde, und die Wangen hatten sich schon ein wenig gerötet.

»Wie heißen Sie, verehrte Braut?«

Milia schaute nach rechts, als suche sie die Person, die der Hotelbesitzer ansprach. Mit der Hand auf sich zeigend, fragte sie, ob er vielleicht sie meine.

»Ja, wen denn sonst! Sie sind doch die Braut, oder etwa nicht!«, sagte Georges Masâbki und musste so heftig husten, dass er sich krümmte.

Er nahm Platz und bot der Braut den Sessel neben sich an. Milia rührte sich nicht von der Stelle, wartete im Stehen auf Mansûr. Sie wusste nicht, warum. Aber plötzlich schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, dass Mansûr sich womöglich gerade davonschleiche. Sie sah ihn. Sah, wie er zum Taxi zurückging, einstieg und den Fahrer anwies, nach Beirut zu fahren.

»Und was mache ich?«, murmelte Milia in sich hinein.

»Nun setzen Sie sich doch her«, wiederholte Georges Masâbki. »Gleich kommt Wadi'a, und dann können Sie mit Ihrem Mann ins Zimmer.«

Milia legte die Hände auf die Augen. Sie hörte Mansûr. Er sprach mit dem Hotelbesitzer. Bat um ein zweites Zimmer.

Sie waren zu viert in der großen Hotelhalle. Am Eingang ein kleiner schwarzer Tisch, dahinter das Bord mit den Zimmerschlüsseln. Milia fiel auf, dass kein Schlüssel fehlte. Das Hotel ist bestimmt leer, dachte sie. Drei Sessel mit rotem Samtbezug im Halbkreis um einen eisernen Ofen. Auf dem Boden ein Perserteppich, bestickt mit Tiermotiven, die vorherrschende Farbe rot. An der Wand Bilder, aufs Geratewohl angeordnet. Die drei Ankömmlinge standen in der Halle. Herr Masâbki saß nach wie vor. Noch einmal rief er nach Wadi'a, stieg dann die Steintreppe zu den Gästezimmern im oberen Stockwerk hinauf.

Die Ofenwärme drang den drei Gästen, die immer noch stehend auf Wadi'a warteten, wohligh in den Körper. Mansûr trat an eines der Bilder an der Wand heran.

»Komm, schau dir das an«, rief er seine Frau. »Guck, Faisal. Das ist König Faisal I.«³

Ohne Hast folgte Milia der Aufforderung. Ein vergoldeter Rahmen. Darin ein Foto von Männern mit Tarbûsch auf dem Kopf. In ihrer Mitte ein kleiner, hagerer Mann. Das Gesicht länglich, blass. Er blickt in die Ferne, ohne aber etwas zu sehen, wie es schien.

»Das ist Faisal«, erklärte Mansûr, auf den hageren Mann zeigend.

»Hat er etwa auch seine Flitterwochen in Schtûra verbracht?«, spottete der Fahrer.

»Was wissen denn Sie schon!«, entgegnete Mansûr. »Wir werden unseren Sohn Faisal nennen«, bestimmte er, Milia in die Augen schauend. »Und, was denkst du?«

Milia gab keine Antwort. Sie ging davon aus, dass Mansûr den Erstgeborenen nach seinem Vater Schukri nennen würde.

»Was weiß ich«, sagte sie schließlich.

»Und was denken Sie?«, fragte Mansûr den Fahrer, der Hände reibend am Ofen stand.

»Verflixte Kälte! Na ja, Sie haben's jedenfalls gut, Herr Bräutigam«, kommentierte er und steckte, wie um die Wärme zu speichern, die Hände in die Hosentaschen, während er Milia fixierte.

Milia stand neben Mansûr vor dem Foto, auf dem jener syrische König abgelichtet war, der von der französischen Armee aus Damaskus vertrieben wurde und von den Engländern ein neues Königreich im Irak bekam.

»Ihr Gatte hat es gut, verehrte Braut!«, wiederholte er und warf sich in den nächsten Sessel.

Der Hotelbesitzer erschien. Mit ihm zwei kleine Frauen. Die eine hellhäutig, halb blind, in den Sechzigern. Die andere brünett und um die dreißig. Dennoch glichen sie sich wie Zwillinge.

»Wadî'a, führe das Brautpaar zu Zimmer 10«, befahl Georges Masâbki.

Beide Frauen setzten sich in Bewegung. Synchron, wie eine Person, gingen sie auf den Fahrer zu.

»Kommen Sie, Herr Bräutigam!«, sagte Wadî'a I.

»Wer von Ihnen ist denn eigentlich der Bräutigam?«, fragte Wadî'a II irritiert, die Brauen runzelnd.

»Der da«, bestimmte Wadî'a I, auf den Fahrer zeigend, der im Sessel fast eingeschlafen war.

»Ich, ich bin der Bräutigam«, stellte Mansûr klar.

»Verzeihung, mein Herr. Ich dachte, er sei der Bräutigam. Es ist nämlich so, dass die hässlichsten alten Glatzköpfe immer die schönsten Bräute aufs Hochzeitszimmer führen. Die armen Frauen!«

»Halt den Mund, Wadî'a«, befahl der Hotelbesitzer gähnend.

»Nein, er hier ist der Bräutigam. Ich hab's gewusst«, sagte die brünette Ausgabe, Wadî'a II, und packte Mansûr am Arm, um ihn ins Zimmer zu führen.

»Und was ist mit mir?«, meldete sich der Fahrer.

»Wieso? Wer sind Sie?«, fragte Wadî'a I.

»Ich bin Hanna Aramân.«

»Schön. Aber wer sind Sie?«

»Er ist der Chauffeur, der uns hergefahren hat. Und er braucht eine Bleibe«, erklärte Mansûr.

Wadî'a I sah Wadî'a II, dann Georges Masâbki an.

»Zimmer 6. Heitzt den Ofen in Zimmer 6«, murmelte der Hotelbesitzer und wünschte dem Brautpaar eine angenehme Nacht.

Er beugte sich über den Ofen, schaltete ihn aus und verschwand in seinem Zimmer am Ende der Hotelhalle. Die drei Gäste folgten den beiden Wadî'as die lange Treppe hinauf zu den Zimmern, die einander gegenüberlagen.

Wadî'a II schloss eines der beiden Zimmer für das Brautpaar auf. Wadî'a I blieb tuschelnd mit dem Fahrer vor Zimmer 6 stehen.

Milia trat ein. Ein großes Zimmer. Darin ein breites Bett. An der gegenüberliegenden Wand ein Spiegel. In der Mitte des Raumes ein quadratischer Tisch mit orangefarbenem Tischtuch. Darauf eine Flasche Champagner, zwei Fladen Brot und ein Teller mit weißem Käse in mundgerechten Würfeln. Links vom Bett das Bad. Neben dem Tisch ein geheizter Ofen. Mansûr schloss die Tür. Milia hörte trotzdem den Fahrer und Wadî'a I auf dem Flur tuscheln und lachen.

Was dann in dem Zimmer geschah, wusste Milia später nicht mehr genau. Sie erinnerte sich noch, dass Mansûr den Mantel auszog und hinter die Tür hängte. Dass er an den Tisch ging, die Flasche nahm, den Korken knallen ließ, weiß sprudelnden Schaum in zwei Gläser füllte, ihr eines reichte und das andere in die Luft hob.

»Zum Wohl, meine liebe Braut!«

Milia nippte an dem Glas, schluckte perlende Bläschen von der Oberfläche, spürte eine leichte Übelkeit in sich aufsteigen. Sie stellte das Glas auf den Tisch und bat um eine Tasse heißen Tee. Mansûr schien sie nicht gehört zu haben. Denn er schob sich ein Stück Käse in den Mund und hielt ihr eines hin. Sie habe keinen Hunger, sagte sie und schob seine Hand von sich. Er aß den Happen selbst, trank sein Glas in einem Zug aus, schenkte sich Champagner nach. Seltsame Schatten zeigten sich in seinen Augen. Milia lächelte, denn sie musste an die Worte ihrer Mutter denken. Männer würden in der Hochzeitsnacht, so hatte sie gesagt, von einem gewissen Schwachsinn befallen.

Mansûr nahm sie bei der Hand, führte sie ans Bett. Die Kehle war ihr wie ausgetrocknet. Das war der große Moment. Sie musste jetzt tapfer sein.

Sie setzten sich auf die Bettkante. Mansûr kam mit den Lippen an ihren Hals, küsste ihn. Ein leichter Schauer durchrieselte Milias Körper. Sie wollte sich hinlegen, ließ sich ein wenig zurücksinken, sah sich. Sie sah sich

schwebend, von ihm getragen. Jetzt würde er sie auf seine Arme heben und mit ihr durch die Luft fliegen, sie dann wieder auf das Bett legen und nehmen.

Milia lehnte sich zurück, wartete. Er ließ von ihrem Hals ab und fing an zu zittern. Sie wollte ihn an sich drücken, wollte ihm die Sache erleichtern. Er aber sprang unvermittelt auf und begann sich auszuziehen. Mit allem hatte Milia gerechnet. Nur nicht damit, dass sich der Bräutigam mitten im Zimmer hinstellt und die Kleider fallen lässt. Das Gesicht dabei wie zu einer Maske erstarrt. Schultern und Brust von einem dichten schwarzen Haarteppich bewuchert.

Gleich stürzt er sich auf mich, gleich entjungfert er mich, dachte Milia. Ein seltsames Gefühl erfasste sie. Ihr war, als stünde sie auf einem hohen Balkon, in dem Wissen, dass sie jeden Moment in die Tiefe gestoßen würde. Schicksalsergeben auf den Stoß wartend, schloss sie die Augen und malte sich den Fall ins Nichts aus. Stellte sich die Hände vor, die sie auf das Bett stoßen, ihr das Kleid vom Leib reißen, die Unterwäsche zerfetzen würden.

Milia wartete lange. Müdigkeit beschlich sie. Gestützt auf den rechten Ellenbogen, fiel sie in einen leichten, immer wieder unterbrochenen Schlaf. Der Nebel von unterwegs quoll aus ihren Augen. Sie schrak hoch, riss die Augen auf. Sie sah Mansûr, der kurz zuvor noch nackt im Zimmer gestanden hatte, nicht mehr. Er war verschwunden. Seine Kleidung aber war noch da. Sie lag zerknittert auf dem Boden. Bei dem Anblick musste Milia an das seltsame Schauspiel denken. Mansûr im Kampf mit seinen Sachen. Die Schuhe feststeckend im Hosenbein. Das Hemd um den Hals geschlungen. Die Strümpfe an den Füßen klebend. Der buschige schwarze Schnurrbart zitternd. Ein Lächeln legte sich auf ihre Lippen. Das Lächeln des Wartens. Milia hörte ein Wimmern. Bemerkte, dass das Wimmern aus dem Bad kam. Das Wimmern wurde lauter, mischte sich mit anderen Geräuschen. Mit Röcheln und Würgen. Statt ins Bad zu gehen und nach ihrem Mann zu sehen, ließ sich Milia wieder auf das Bett sinken und deckte sich zu, ohne das Kleid auszuziehen.

»Was für Flitterwochen!«, sagte sie so laut, dass Mansûr sie hätte hören müssen.

Sie bekam keine Antwort. Angst stieg in ihr auf. Sie sah sein Bild vor Augen. Er, auf dem Gipfel des Dahr al-Baidar. Nebel verschluckt ihn. Bibbernd rennt er zum Auto, gibt seltsame Laute von sich, eine Mischung

aus Bellen und Wimmern. Er reißt die Wagentür auf, steigt ein. Zitternd und seufzend sitzt er auf dem Beifahrersitz. Milia stand auf, trat an den Ofen. Das Feuer war fast erloschen. Sie legte ein paar Scheite Holz nach und wartete, bis sie brannten. Dann ging sie zum Bad, rief ihren Mann durch die geschlossene Tür, bekam keine Antwort. Sie klopfte an, pochte. Ein leises Wimmern wie aus weiter Ferne drang zu ihr. Ihr war warm, heiß. Sie hatte den dringenden Wunsch, das Kleid auszuziehen, ging an den Koffer, holte ihr langes blaues Nachthemd heraus, zog es über. Sie hörte Mansûr rufen, eilte zum Bad.

»Mach auf, Mansûr! Ich bin es, Milia!«

Seine Stimme wurde schwächer, flüsterte nur noch.

Hatte er »Milia« oder »Mutter« gerufen?

»Mach auf, bitte!«

»Nicht so laut. Der Fahrer hört dich noch!«, krächzte er heiser.

»Soll ich einen Arzt holen?«

»Beruhige dich! Bitte! Beruhige dich!«

Dann verstummte er. Alles, was er noch von sich gab, war ein eigenartiges Keuchen. Milia dachte, er würde sterben. Sie brach zusammen. Auf Knien am Boden, sich an die Klinke klammernd, als würde sie sich daran hochziehen, hämmerte sie an die Tür. Sie hörte, wie Mansûr tonlos nach seiner Mutter rief. Hörte, wie er sich röchelnd erbrach. Er solle endlich öffnen, flehte sie. Eine halbe Ewigkeit verharrte sie kniend. Sie fühlte sich einsam, schwach, ohnmächtig.

»Ich gehe jetzt hinunter und frage den Hotelbesitzer, wo der nächste Arzt ist.«

»Nicht so laut! Der Fahrer soll nichts hören. Sonst macht er sich noch lustig über uns! Bleib im Zimmer. Mit mir ist alles in Ordnung. Geh schon ins Bett. Ich komme gleich nach!« Mansûrs Stimme hallte dumpf wie aus einem tiefen Brunnen.

Milia konnte sich an nichts mehr erinnern. Nicht, wie sie aufgestanden war. Nicht, wie sie den Weg ins Bett gefunden und sich zugedeckt hatte. Nicht, wie sie eingeschlafen war.

Wieso war sie jetzt nackt?

Was hatte das Schaudern zu bedeuten?

Milia wollte die Augen öffnen. Denn sie spürte den Tod, der immer als ein endlos langer Traum eintrifft.

»Der Tod ist ein Traum«, hatte sie damals ihrem kleinen Bruder Mûsa erklärt. »Komm und schau, wie Oma träumt.«

Die Großmutter lag auf ihrem Bett in weißen Tüchern. Um sie herum saßen Frauen, leise schluchzend. Keine traute sich, laut um die alte Dame zu weinen. Denn Malika Schalhûb verabscheute es, wenn jemand einen Toten beklagte.

»Die Verstorbenen sind nicht tot! Also hört gefälligst auf zu weinen!«, hatte Malika die Trauernden zurechtgewiesen, als ihre Tochter Salma starb.

Es war kaum dunkel geworden, da gellten Schreie durch die Nacht. Nakhla, Salmas Vater, schrie, brüllte wie ein abgestochener Stier. Nakhla sei, so hieß es, zwei Wochen nach dem Tod der Tochter dem Tränenstau erlegen, weil seine Frau ihm das Weinen verboten hatte.

Milia erzählte ihrem Bruder Mûsa nicht, dass sie Salma im Traum gesehen hatte. Denn Mûsa war drei Jahre alt und hätte es nicht verstanden.

In jener Nacht wurde Milia vom Weinen ihrer Mutter aus dem Schlaf gerissen. Sie ließ sich zurück in den Traum fallen, um ihre Tante zu retten. Salma, gerade zwanzig geworden, weigert sich, die Augen zu öffnen, schlummert einfach tief und fest weiter. Ein rätselhafter Traum. Was er zu bedeuten hatte, begriff Milia erst Jahre später. Erst, als sie ihre Regel bekam und träumte, dass sie fliege.

Milia erzählte ihrer Großmutter von dem Traum. Zu dem Zeitpunkt war alles schon längst geschehen. Die Tränen unterdrückend, forderte Malika Schalhûb ihre Enkelin auf, den Traum allen mitzuteilen. Von da an begann Milia offen über die rätselhaften Dinge zu sprechen, die sie nachts sah. Mit roten Wangen und wegen der vielen Zahnlücken lispelnd, schilderte sie ihre Vision. Sie habe Salma gesehen, berichtete sie. Salma, im Garten, fällt in das Wasserbecken. Um sie herum lauter kleine rote Fische. Mit Händen und Füßen rudern, versucht sie sich an der Oberfläche zu halten. Milia wirft ihr ein Seil zu. Salma greift danach, will sich daran herausziehen. Da entgleitet Milia das Seil. Salma liegt ausgestreckt im Gras. Milia beugt sich über sie, will sie wecken, hört die Großmutter rufen: »Nicht! Nicht wecken! Lass sie träumen!«

Milia schrak aus dem Schlaf, zitternd. Kaum war sie wieder eingeschlafen, hörte sie die Mutter kreischen. Verstört stand sie auf und wusste, dass Salma gestorben war.

Milia hatte nicht die Wahrheit gesagt, sondern gelogen. Sie traute sich nicht, den ganzen Traum zu erzählen. Fürchtete sich zu sagen, dass sie in Salmas Traum geschlüpft war. Dass sie Salmas Traum geträumt hatte. Keiner hätte ihr das geglaubt. Keiner hätte es für möglich gehalten, dass ein Mensch sich in den Traum eines anderen einschleicht. Nicht einmal sie selbst konnte es fassen. Was es heißt, in den Traum eines anderen Eingang zu finden, verstand sie erst im Angesicht des Todes. Erst als sie starb und das Ungesehene zu sehen bekam. Und dieses Geheimnis gab sie nur einem einzigen Menschen weiter. Dem Kind, das ihrem Bauch entschlüpft war.

Milia legt sich neben ihre Tante ins Gras. Salmas Augen sind geschlossen und von weißem Dunst bedeckt. Milia sieht sich in den Dunst eintauchen. Sieht Salma über einem Abgrund schweben. Sie hört das Herz der schwebenden Frau schlagen. Nimmt Beklommenheit in ihren Augen wahr. Salma trägt ein Brautkleid, ein langer weißer Schleier flattert hinter ihr durch die Luft. Der Schleier fällt in das Wasserbecken. Es fängt an zu regnen. Wie in Bindfäden regnet es. Milia versucht der Frau zu folgen, schafft es nicht. Sie rennt, stolpert über ihre Füße, stürzt. Ihr rechtes Knie ist aufgeschlagen, blutet. Milia schaut hoch. Salma entfernt sich. Immer mehr, bis sie nur noch ein weißer Punkt ist. In den Traum mischt sich ein Weinen. Milia öffnete die Augen und sah ihre Mutter. Saada saß schluchzend in der Ecke des Zimmers. Auf der Stelle erkannte Milia, dass der Tod eingetreten war. Erkannte, dass er – wie sie von ihrer Großmutter wusste – ein langer Schlaf war. Erkannte, dass sie in den Traum des Todes zu schlüpfen vermochte und seinen wässerigen Geschmack gekostet hatte. Da war sie sieben Jahre alt.

Salma starb nicht unerwartet. Während sie, auf Ibrâhîm Hanânîjja wartend, der als reicher Mann aus Brasilien heimkehren wollte, sämtliche Brautwerber zurückwies, erkrankte sie an der damals in Beirut grassierenden Seuche. Gelbfieber. Allen war klar, dass sie sterben würde. Malika kaufte ihr ein weißes Brautkleid für den Sarg. So viel jedenfalls schnappte Milia aus den Erzählungen ihrer Mutter auf, die im Übrigen etwas Geld für das Kleid beisteuerte. Die Ereignisse überlagerten sich in Milias Bewusstsein. Diffuse Worte und Szenen schwirrten in ihrem Gedächtnis. Salmas Hochzeit nahe, hatte sie ihre Mutter einmal sagen hören. Dann war da das Bild von der Großmutter, wie sie eines Morgens zu Besuch kam und die verlorene Jugend ihrer Tochter beklagte. Was das alles zu bedeuten hatte,

begriff Milia aber erst, als sie das Geschehen im Traum sah. Wie von selbst sprudelte ihr da die Geschichte durch die lückenhafte Reihe der Milchzähne aus ihrem Mund. Bis ins Kleinste beschrieb sie der Großmutter, was außer ihr kein anderer Mensch je gesehen hatte, und fürchtete im selben Augenblick ihre Reaktion.

»Nicht doch, mein Kind! Die Träume der Toten können nur die Toten selber sehen«, sagte die Großmutter, zeichnete der Enkelin ein Kreuz auf die Stirn und ersuchte Gott um Schutz. »Möge dich das griechische Kreuz behüten, mein Kind.«

Im Traum sah sie auch ihn.

Sie habe, so berichtete Milia ihrer Mutter und Großmutter, Ibrâhîm Hanânîjja gesehen. Er habe Salma die letzte Ehre erwiesen. Ein kleiner, pummeliger Mann in langem grünem Mantel und braun-weißen Schuhen. Den Kopf gesenkt, als sei sein kurzer Hals zu schwach für ein solches Gewicht, habe er den Sarg haltlos taumelnd auf den Friedhof begleitet. Er sei allein gewesen, sagte Milia. Sie habe ihn angesprochen. Nein, er habe sie angesprochen. Er habe sich an sie gewandt und ihr gesagt, dass keiner ihn erkannt habe. Denn er habe sich in Brasilien sehr verändert.

»Ich war nicht immer so klein. Aber ich habe zugenommen. Und füllige Menschen wirken klein. Vielleicht hat mich deshalb niemand erkannt.«

Er lächelte. Gelbe Zähne kamen zum Vorschein.

»Bist du Salma?«, fragte er.

»Salma ist tot, und ich habe damit nichts zu tun.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte er. »Aber du bist Salma, nicht wahr?«

Sie wollte antworten. Aber die Zunge verfing sich in der Zahnlücke. Sie merkte, dass sie keine vollständigen Worte, sondern nur unverständliches Gemurmel von sich gab, und brach in Tränen aus.

So vieles hatte sie zu sagen. Weshalb er nicht vor Salmas Tod aus Brasilien gekommen sei, wollte sie fragen. Ob er es wie alle Libanesen, die in jenes ferne Land ausgewandert sind, zu Reichtum gebracht habe, wollte sie wissen. Dass Salma seinetwegen gestorben sei, wollte sie ihm sagen. Aber sie brachte keinen Satz zustande. Die Worte zerfielen, bevor sie formuliert waren. Sie hatte das Gefühl zu ersticken.

Ibrâhîms Bild blieb ihr im Gedächtnis haften. Sie sah in ihm ihren ersten Mann. Hatte das Gefühl, ihn zu lieben. Erkannte an den Tränen in seinen

Augen, dass er alles verloren hatte, als er, heimgekehrt, erfuhr, dass die Frau, wegen der er gekommen war, im Sterben lag.

So hätte sie Mansûr die Sache geschildert, vorausgesetzt, sie hätte gesprochen. Mansûr dagegen redete unentwegt und ließ das vielsagende Schweigen, das sich in ihrem weißen Gesicht verbarg, nicht zu Worte kommen. Und als er endlich zuzuhören bereit war, konnte sie nicht sprechen. Schmerzgequält schrie sie, rief nach ihrer Mutter, flehte, dass sie doch kommen und sie aus dem langen Traum erlösen möge.

Als sie ihrer Mutter und Großmutter von der Begegnung mit Ibrâhîm Hanânîjja erzählte, erntete sie nur Ärger.

»Halt den Mund, Kind! Lass uns mit deinen ständigen Träumen in Frieden!«

»Ibrâhîm Hanânîjja war in Beirut? So ein verdammter Mistkerl!«, schimpfte die Großmutter. »Treibt sich hier im Land herum und lässt sich nicht blicken! Wartet so lange, bis das Mädchen tot ist, und bequemt sich dann erst her!«, klagte Malika ihrer Tochter und wischte sich die Tränen.

»Aber Mutter? Du nimmst doch nicht etwa Milias Träume ernst! Das ist doch der reinste Quatsch!«

»Nein, es stimmt alles!«, widersprach Malika. »Ibrâhîm ist inzwischen wirklich klein und rund. Er spricht so leise, dass man ihn kaum verstehen kann. Wieso hat er sie nicht vor ihrem Tod noch einmal besucht? Das ist nicht anständig!«

»In dieser Familie sind alle übergeschnappt«, kommentierte Saada.

»Die Einzige, die hier übergeschnappt ist, bist du!«, setzte Malika entgegen. »Milia hat ihn gesehen und ich auch.«

»Wie willst du ihn gesehen haben, Mutter? Er ist doch in Brasilien. Sein Bruder ist vorbeigekommen und hat gesagt, dass Ibrâhîm zutiefst bestürzt ist, aber nicht in den Libanon kommen kann.«

»Nein, nein! Er war hier und hat Salma nicht besucht. Er hat ihr und mir das Herz gebrochen!«

Er fürchte sich vor dem Tod, habe er ihr offenbart und sie gefragt, ob sie nicht Salma sei, erzählte Milia.

Sie sei Milia, habe sie geantwortet.

Er habe sich nicht getraut, seine Verlobte auf dem Sterbebett zu besuchen, habe er unter Tränen gesagt.

»Hör auf damit, Kind!«, befahl Saada.